

Lucy Silag

BEAUTIFUL
Americans
Leben à la carte

Aus dem Amerikanischen von Janka Pankus

Planet Girl

JANUAR

1 · PJ

Ich wünschte, du wärst hier

»Schau dir mal den Mantel hier an! Genau wie der von Catherine Deneuve«, ruft meine Schwester Annabel aufgeregt aus einer Ecke des Second-Hand-Ladens, in den sie mich gerade hineingezogen hat. Ich blicke über einen Ständer mit Vintage-Button-Down-Hemden hinweg und sehe, wie sie sich bewundernd vor einem gesprungenen Spiegel dreht. Sie trägt einen knielangen Trenchcoat mit breitem Kragen und flachen, großen braunen Knöpfen. Er ist nicht ganz so künstlerisch-ausgeflippt wie das, was Annabel sonst trägt, und auch nicht ganz so feminin.

Schulterzuckend wende ich mich ab und werfe einen Blick zur Tür, um zu kontrollieren, ob jemand den Laden betreten hat, seit ich das letzte Mal hingesehen habe. »Ja, cool. Bist du dann so weit? Ich denke, wir sollten langsam wieder ins Hostel zurück.« In Wirklichkeit finde ich, wir hätten diesen Laden gar nicht erst betreten sollen. Falls uns jemand gefolgt ist, sitzen wir jetzt nämlich in der Falle.

»Ich werde ihn kaufen. Du solltest dir auch was aussuchen, Penny Lane. Irgendwas«, trällert sie, »für unser *neues Leben*.«

Ich wünschte, Annabel würde leiser reden, auch wenn sich außer uns nur noch eine ältere französische Dame in dem Laden befindet, die hinter einer drei Tage alten Zeitung abgetaucht ist.

»Los, PJ, jetzt such dir auch was aus«, drängt mich Annabel. »Wie wäre es zum Beispiel damit?«

Sie hält mir ein schulterfreies goldenes Kleid hin. Sofort muss ich an ein ganz ähnliches Kleid denken, das ich mal kurz, nur für ein paar Minuten, anhatte. Meine Pariser Gastmutter, Mme Marquet, hatte mich dazu gedrängt, es anzuprobieren, aber als sie sah, wie gut es mir stand, musste ich es sofort wieder ausziehen. Ich habe mich damals ziemlich mies gefühlt.

»Nein, Annabel«, sage ich und gehe wieder nach vorne zum Schaufenster. Draußen liegt eine dünne Schicht Schnee auf den Markisen und Autodächern in dem ansonsten matschigen Sträßchen. Cherbourg. Falls diese Stadt Annabels Erwartungen nicht gerecht wird, so lässt sie es sich jedenfalls nicht anmerken. Sie behauptet, es sei perfekt hier. Perfekt für unser *neues Leben*. Auf mich wirkt die Stadt so nichtssagend und unattraktiv wie Rouen – mit der Schönheit von Paris kann einfach kein Ort mithalten.

»Wir haben sowieso kein Geld für neue Klamotten. Schließlich ist schon eine Menge von unserem Ersparten für die Rucksäcke draufgegangen. Komm, lass uns gehen.« Ich laufe wieder zu Annabel hinüber. Aber sie hat mich gar nicht gehört. Sie reicht der älteren Frau hinter der Ladentheke gerade kostbare Euro-Scheine und tritt dann hinter mir her, glücklich über ihren neuen Mantel.

* * *

Unser »Zuhause« in Cherbourg ist ein altes regenklammes Hostel unweit des Hafens. Jetzt in der Nebensaison ist es dummerweise wie ausgestorben. Inmitten anderer Menschen würden wir nicht so auffallen, aber bisher hält sich hier außer uns nur noch das Mädchen an der Rezeption auf.

Annabel hat sich Cherbourg ausgesucht, nicht ich.

* * *

Als wir unsere Rucksäcke an einer Brücke, die vom Außenbezirk von Rouen zur L'île Lacroix führt, wegwarfen, sah Annabel verstört aus.

»Und ich darf wirklich *gar nichts* mitnehmen?«

»Nein.« Meine Stimme klang fest und ruhig. »Komm.«

Wir eilten zum Bahnhof. Ich wollte möglichst schnell weg aus der Stadt, noch ehe die Rucksäcke gefunden würden. Noch ehe jemand einen Aushang machte. Noch ehe jemand die Polizei verständigte.

»Im Zug darfst du niemandem auch nur das *kleinste bisschen* von uns erzählen. Am besten weichst du einfach allen Fragen aus«, sagte ich zu Annabel, als sie gerade den Fahrplan im Bahnhof studierte, auf der Suche nach dem nächsten Ort, den wir vorübergehend unser Zuhause nennen würden.

»Das letzte Mal, als ich einem Fremden im Zug etwas aus meinem Leben erzählt habe, ist er bewusstlos auf dem Küchenboden gelandet«, flüsterte ich, um meinen Standpunkt zu untermauern. Allein diese Worte auszusprechen, ließ mich schon erschauern. Wieder sah ich vor mir, wie sich der Ausdruck auf Denis' Gesicht verändert hatte, als ihm, kurz bevor er auf dem Boden aufschlug, klar wurde, was ich getan hatte. Der drohende Blick in seinen Augen wich einem ängstlichen, und mir wurde klar, dass er jünger war, als ich ursprünglich angenommen hatte. Die Mütze, die er sich tief in die Stirn gezogen hatte, verbarg ein unschuldiges, jugendliches Gesicht. Es handelte sich um einen jungen Verwandten des Mannes, der mir ein Leben in Paris verbaut hatte: M. Marquet.

Annabel verdrehte die Augen. »Hoffen wir mal besser, dass er wirklich nur bewusstlos war«, sagte sie und bohrte damit direkt in der Wunde. »Schließlich haben wir uns ja nicht mal die Mühe gemacht, nachzusehen, ob mit dem Typ alles in Ordnung ist.«

Darauf erwiderte ich nichts. Mir war fürchterlich zumute und ich wollte nur eins: weg aus Rouen, je früher, desto besser.

»Cherbourg«, verkündete Annabel zu guter Letzt. »In fünf Minuten geht ein Zug.«

»Cherbourg?«, wiederholte ich.

»Ja, klingt das nicht romantisch? Wie in diesem alten Film? Mit den Regenschirmen?«

Ich hatte keine Ahnung, wovon sie redete. Aber das war mir auch egal. »Gut. Wann genau fährt der Zug noch mal?«

* * *

Cherbourg ist eine Kleinstadt an der äußersten Spitze einer französischen Halbinsel, die in Richtung der englischen Küste ins Meer hineinragt. Vom vielen Wasser ringsherum, vom Hafen und von den Kanälen, die sich in die alten Straßen hineinfräsen, wirkt die Stadt nass und klamm. An Cherbourg ist einfach alles kühl und feucht, von den Klamotten im Second-Hand-Laden bis hin zu den Dielen im Hostel, in dem wir in den letzten zwei Tagen untergekommen sind.

Im Hostel gibt es zwar schönere Zimmer, aber um Geld zu sparen, haben wir uns für den Mädchenschlafsaal im Erdgeschoss entschieden. Der Zementfußboden ist eiskalt unter unseren Füßen und manchmal können wir beim Aufwachen sogar unsere Atemwölkchen sehen. Obwohl zwölf Betten drinstehen, schläft Annabel trotzdem mit in meinem schmalen Bett. Das Hostel, das Bettzeug und Kissen zur Verfügung stellt, ist nämlich nicht bereit, nur für uns beide die Heizung anzustellen. Und so müssen wir uns mit unseren Mänteln wärmen.

Heute Nacht kann ich nicht schlafen. Annabels Körper ist warm – zu warm. Ihretwegen ist es ganz heiß und stickig unter dem Mantel. Sie ist mir viel zu nah; wir liegen zu eng aufeinander. Ich versuche, ein Stückchen wegzurutschen, sodass sich

unsere Seiten mehr nicht berühren und ein paar Zentimeter zwischen uns sind. Aber die durchgelegene Matratze hat in der Mitte eine Kuhle, sodass ich unwillkürlich wieder zurückrutsche.

Mein Plan reichte nur bis zu dem Punkt, an dem wir unseren Selbstmord vorgetäuscht haben. In dem handschriftlichen Abschiedsbrief, den ich auf der Brücke in Rouen in das oberste Fach des »PJ«-Rucksacks gesteckt habe, habe ich besonders hervorgehoben, dass ich mit diesem Leben abgeschlossen hätte, ohne jedoch zu erklären, warum. Ich habe die Worte sorgfältig gewählt und mich dabei gefragt, was wohl meine Eltern im Gefängnis denken würden, falls sie den Brief nach seinem Auffinden jemals lesen dürften. Jay. Ich kann nicht glauben, wie weit ich gegangen bin. Aber ich kann nun mal nicht riskieren, entdeckt zu werden. Nicht wenn ich schuld bin an ... In meinem Hinterkopf haftet das Wort *Mord*. Ich fröstle.

Annabel dreht sich um und zieht mir dabei den Mantel weg, sodass mich ein kalter Luftzug streift. Ich zerre den Mantel wieder über mich und beiße mir auf die Lippe, bis die Kälte nicht mehr an mir nagt. Annabel schnarcht, holt tief Luft und erschauert dann. Tagsüber ist sie vielleicht fröhlich, aber nachts plagen sie Alpträume.

Sie ist der einzige Mensch, der mir geblieben ist, und wir *brauchen* einander. Ich gehöre zu ihr, an ihre Seite, wo immer sie ist.

Aber Cherbourg ist noch nicht weit genug von Paris entfernt. Wir müssen unbedingt irgendwohin, wo die Marquets uns nicht finden können.

Wo immer das sein mag – ich kann nur hoffen, dass es dort wärmer ist als hier. Cherbourg im Winter ist garantiert das kälteste Fleckchen Erde überhaupt.

Nach einem Frühstück mit Cornflakes und kaltem Tee spa-

ziere ich mit Annabel zu Cherbourgs großem Hafen. Natürlich brenne ich nicht gerade darauf, draußen in der Öffentlichkeit herumzulaufen, aber heute fühle ich mich auf eine seltsame Weise dazu getrieben, über den Ärmelkanal zu schauen – so sehr, dass ich mich in einen Teil der Stadt wage, in dem es keine Menschenmengen gibt, in denen man notfalls untertauchen kann, wenn uns jemand folgen sollte. Aus irgendeinem unerfindlichen Grund muss ich heute unbedingt die Schiffe sehen.

Bevor man das Ufer erreicht, gelangt man an einen großen Park mit einer riesigen Statue von Napoleon. Sie blickt auf die Befestigungsmauern, die Napoleon vor Jahrhunderten dort erbaut hat. Dahinter liegt ein großer leerer Skatepark, durch den der Wind pfeift. Wir laufen schweigend vor uns hin, aber Annabel ist zappelig. Ihr neuer Trenchcoat ist nicht gerade dick. Wärmend reibt sie sich mit ihren behandschuhten Händen über die Schultern und Oberarme.

»Pen, was machen wir hier eigentlich?«, fragt sie im Jammer-ton, als wir die Docks und die Molen für die vielen Tausend Schiffe erreichen. »Es ist eiskalt.«

»Ich wollte mir nur mal die Schiffe ansehen«, antworte ich und ziehe sie an dem Schild vorbei, auf dem ACCÈS INTERDIT steht – ZUTRITT VERBOTEN. »Lass uns mal das große Kreuzfahrtschiff da drüben angucken.« In der Ferne ragt ein gigantisches Schiff aus dem Wasser. Es sieht fast unecht aus – wie eine Fata Morgana. »Hast du schon mal darüber nachgedacht, was als Nächstes kommt, Annabel? Wie sollen wir Geld verdienen? Wie den Polizisten aus dem Weg gehen? Den Marquets?«

»Wer soll denn hier in Cherbourg nach uns suchen? Das ist doch am Arsch der Welt«, schnaubt Annabel und zeigt auf das flache, unbefahrene Kanalwasser jenseits des Hafens.

Sie ertrinkt geradezu in ihrem Mantel. Annabel besteht mittlerweile fast nur noch aus Haut und Knochen, ohne die wei-

chen Linien, die sonst ihren von Natur aus schmalen Körper füllen. Wäre ich auf der Suche nach ihr, würde ich sie vielleicht nicht mal erkennen, abgesehen von dem dunklen Haar, das ihr der Wind um das Gesicht peitscht. Das würde ich immer und überall ausmachen.

»Wir müssen uns verstecken, Annabel. Wir müssen von hier *verschwinden*. Verstehst du? Solange wir in Frankreich sind, können sie uns kriegen.« Ich beiße die Zähne zusammen. »Die Marquets.«

»Und? Willst du etwa als blinder Passagier auf einem Kreuzfahrtschiff mitfahren? In die Südsee schippern?«, fragt Annabel mich, aber ich antworte nicht.

Aus ihrem Mund klingt es lächerlich und albern. Aber was dann? Warum macht sich Annabel überhaupt keine Gedanken, was aus uns werden soll?

Auf dieser Seite der Kaianlage endet der Weg in einer Sackgasse. Um zum Kreuzfahrtschiff zu gelangen, muss man in einem großen Bogen um den Kanal herumgehen, ganz zurück bis zur Stadtmitte. »Los, komm«, sage ich. »Lass uns kehrtmachen und die Schiffe auf der anderen Seite ansehen.«

»Warum? Was willst du denn mit diesem Kreuzfahrtschiff?«

Wieder antworte ich ihr nicht. »*Hermoso Atlántico Línea*«, lese ich auf der Schiffsseite, als wir näher kommen. Die große rote geschwungene Schrift auf der weißen Steuerbordseite wirkt fröhlich trotz des grauen Wassers, in dem das Schiff kauert. Oben am Mast hängen zwei enorme Flaggen – eine blaue mit goldenen Sternen für die Europäische Union und eine blau-weiß gestreifte mit einer goldenen Sonne im Zentrum. Auf jeder Seite des Kreuzfahrtschiffs gibt es bestimmt eine Million Fenster. Ein vergleichbares Schiff habe ich noch nie gesehen, außer vielleicht mal als Abbildung in einer Zeitschrift. Es ist groß. Furchterregend. Robust. Unzugänglich.

»Wir könnten uns wirklich einfach als blinde Passagiere auf das Schiff schmuggeln«, sage ich zu meiner Schwester. »Vielleicht ist das gar keine so schlechte Idee. Es werden andauernd Dokumente gefälscht. Mein Freund Jay zum Beispiel hat Angehörige in den USA, die mit gefälschten Pässen ins Land gekommen sind. So schwer kann das nicht sein.«

Annabel rümpft die Nase. »Ich mag Schiffe nicht besonders.«

»Im Moment geht es nicht darum, was dir gefällt oder nicht«, sage ich. »Annabel, verstehst du denn nicht, dass wir von hier verschwinden müssen, weg aus Frankreich, weg von all den Orten, an denen uns jemand finden kann?«

Annabel nimmt meine Hand. »Alles wird gut, Penny Lane. Alles wird sich fügen, du wirst schon sehen.« Sie lächelt mich mit strahlenden Augen an.

»Wie kannst du nur so ruhig sein? Das Ganze ist wirklich ernst, Annabel, und du bist diejenige, die mich in den Schlamm reingeritten hat.«

»Also, ich habe dir nicht gesagt, dass du diesen Kerl zu Boden schlagen sollst«, entgegnet sie mit gesenkter Stimme und ohne mich anzublicken. »Das ist das einzig wirklich Schlimme, was passiert ist. Und das war nicht meine Schuld.«

»Sei still, Annabel«, flüstere ich mit Tränen in den Augen. »Fang nicht wieder damit an.«

Annabel wendet sich von mir ab. »Ich gehe zurück ins Hostel.«

Diesmal laufe ich ihr ausnahmsweise nicht hinterher. Ich starre auf die spanischen Worte an der Seite des Kreuzfahrtschiffs und denke an den einzigen Menschen, der mir jetzt vielleicht noch helfen könnte: Jay.

* * *

Als die Sonne untergeht, kehre ich mit geröteten und rauen, nasskalten Wangen ins Hostel zurück. Bestimmt liegt Annabel beleidigt im Mädchenschlafsaal auf dem Bett, wütend, weil ich nicht mit ihr ins Hostel zurückgegangen bin.

Doch noch bevor ich Annabel sehe, höre ich sie bereits, kaum dass ich an der Hotelrezeption vorbeigehe.

Sie singt – sie singt gerne, aber ich habe sie schon lange nicht mehr singen hören. »From the Ken-tucky coal mines ...« Ihre Stimme ist so klar und hell wie eine französische Kirchenglocke in einer frommen Pfarrgemeinde *à la campagne*.

Aber woher hat sie die Gitarre?

Mit geballten Fäusten springe ich die Stufen hoch. Wenn sie den letzten Rest unseres Geldes für eine blöde gebrauchte Gitarre ausgegeben hat, nur um mir eins auszuwischen, gerade jetzt, wo wir das Geld doch dringend benötigen, um uns damit zu retten und in Sicherheit zu bringen, dann ...

Ich reiße die Tür zum Schlafsaal auf. Bevor ich jedoch etwas sagen kann, sehe ich, dass nicht Annabel Gitarre spielt, sondern eine Frau, die meine Mutter sein könnte. Die Frau ist dick und wabbelig, die Gitarre ruht auf ihrem Bauch, und als der Refrain kommt, stimmt sie zusammen mit einigen der anderen Frauen, die um Annabel herum auf dem Fußboden unseres Zimmers sitzen, ein. »Me and Bobby McGee ...«

Als die Frauen mich bemerken, lächeln sie, singen aber trotzdem weiter, bis das Lied zu Ende ist. Dann klatschen alle und klopfen Annabel anerkennend auf die Schulter.

»Gut gemacht, Liebes! Deine Stimme ist so schön wie die eines Rotkehlchens, stimmt's nicht, Mädels?«, lobt die Gitarrenspielerin sie. »Ist das deine Schwester?«

Die Frauen schauen zu mir hoch, während ich noch immer zögernd in der Tür stehe.

»Und ob!«, antwortet Annabel, springt auf und umarmt

mich. Sie lässt ihre Arme auf mir liegen, als sie mich der Gruppe vorstellt. »Das ist meine Schwester, ähhhhh ...«

»Cathy«, vollende ich den Satz. »Ich bin Cathy.« Unter diesem Namen habe ich auch im Hostel eing_checked.

»Und *das*«, fährt Annabel fort, »ist *The Goddess and Light Band*, die aus Austin, Texas stammt. Sie sind in Frankreich, um mit dem Spirit hier in Berührung zu kommen.«

»Dem Spirit?«, wiederhole ich.

»Das ist richtig, Miss«, erklärt die Gitarrenspielerin. »Ich bin Sunny, und das hier ist meine Band –« Sunny zeigt reihum auf die anwesenden Frauen. Sie sind insgesamt zu fünf. Sunny erklärt mir, welche Instrumente sie jeweils spielen. Die Schlagzeugin, die so alt aussieht, dass sie meine Großmutter sein könnte, trägt ein wallendes Batikkleid mit Cowboystiefeln und langer Thermounterwäsche, die unten aus ihrem Rock herausragt. Sie klopft einen schnellen Takt auf einer Ledertrommel und nickt zu mir herüber. »Wir wollen auf dieser Seite des großen Teichs ein bisschen auf Spurensuche gehen.«

Ich lächle schwach in die Runde und rolle mich dann auf dem Bett zusammen. Bei dem Lied »Blowin' in the sun«, dessen Strophen Annabel und Sunny abwechselnd singen, schlafe ich ein.

* * *

Als ich aufwache, sind alle Lichter im Schlafsaal erloschen. *The Goddess and Light Band* schläft. Das Geräusch ihrer schweren Atemzüge ist beruhigend.

»Wenn Leute hier drin sind, ist es gleich viel wärmer, hm?«, sagt Annabel, als sie ausnahmsweise mal aus meinem Bett schlüpft und in ihr eigenes kriecht. Sie schaut mich lange an, so als wolle sie etwas sagen, wüsste aber selbst nicht genau, was.

Uns ist beiden klar, dass das Ganze ein einziges Desaster ist.

»Ich will nach Hause«, flüstert Annabel im Dunkeln.
»Das geht nicht«, sage ich und unterdrücke ein Schluchzen.
»Ich liebe dich, Penny Lane«, wispert Annabel. »Ich meine, Cathy.«
»Das weiß ich.«
»Ich will so nicht mehr weitermachen.«
Sofort setze ich mich auf und greife nach ihrer Hand. »Nein, Annabel. Sag so was nicht.«

Am darauffolgenden Nachmittag nehmen Annabel und ich Sunnys Einladung zu einem Abendessen mit der Band an. Im Hostel gibt es eine Küche und Sunny will uns dort eine große Portion frischen Fisch aus der *poissonnerie* zubereiten – wir sähen viel zu dünn aus, meint sie. Annabel ist sichtlich fasziniert von den Frauen und davon, wie schnell sie uns in ihrer Runde aufgenommen haben, ja geradezu bemuttern. Für das kostenlose, sättigende Essen bin ich dankbar, aber als wir in der Hosteltküche im ersten Stock um einen Linoleumtisch herumsitzen und essen, kann ich mich trotzdem nicht auf die Unterhaltung konzentrieren. Irgendetwas an der Art und Weise, wie Annabel letzte Nacht gesagt hat, dass sie nicht mehr weitermachen will, ruft in mir das Gefühl hervor, mich im freien Fall zu befinden. Als würde sie mich von einer Brücke in eiskaltes Flusswasser stoßen.

Ich schlucke einen kleinen Happen Fisch hinunter. Meine Ohren und mein Nacken sind ganz kalt vor Angst. Ich lege meine Gabel hin und zwingen mich, Annabel anzulächeln. Sie bricht sich gerade fröhlich ein Stück Brot ab und stüpft es in die fischige Olivenölpfütze auf ihrem Teller. Sie kompensiert alle übersprungenen Mahlzeiten, aber ich bin überhaupt nicht hungrig. Ich schmiede innerlich einen neuen Plan, einen recht riskanten.

Wir werden nach Paris fahren, Jay finden und ihn bitten, uns zu helfen. Dabei gehe ich natürlich nicht davon aus, dass Jay im Passfälschergeschäft tätig ist. Aber von allen Menschen, die ich kenne, versteht Jay am besten, was es bedeutet, zu leiden und hinter der Freiheit herzujagen. Er kann uns helfen. Das weiß ich einfach.

In diesem Augenblick kommt das Mädchen von der Rezeption in die Küche und bleibt hinter Annabel stehen. »Da ist jemand, der euch sehen möchte«, erklärt sie uns auf Französisch. Gespannt sieht Annabel mich an und wartet, dass ich ihr übersetze.

Ich schlucke. »Da ist jemand?« Meine Hände sind plötzlich ganz taub.

»*Il attend dans la loge*«, sagt das Mädchen. Wir starren sie an.

Ich hole tief Luft und versuche, mit wackligen Knien vom Tisch aufzustehen. »M. Marquet – er wartet in der Lobby?«, bringe ich erstickt hervor. Das ist mein allererster Gedanke. Mein zweiter ist, dass Jay mich womöglich gefunden hat, auf unerklärliche Weise, und nun ist er hier und wir können noch heute Abend nach Mittelamerika aufbrechen.

»Nein, Penny, nicht er«, sagt Annabel, und zuerst ist mir nicht klar, ob sie damit Jay oder M. Marquet meint. Sie sieht nämlich so freudestrahlend aus, dass ich nicht sagen kann, ob sie weiß, wie schlimm es wäre, wenn es sich um M. Marquet handelte. Sie springt auf und zieht mich die Stufen zur Eingangshalle hinunter, wobei sie vor lauter Aufregung stolpert. Wir landen in einem Knäuel aus Haaren, langen Armen und Beinen und alten Wollpullis, die wir uns wegen der immerwährenden Kälte in Cherbourg umgebunden haben. Wir stürzen übereinander, um zu sehen, wer es ist. Ich, weil ich meinem Schicksal möglichst schnell und direkt in die Augen schauen will, und Annabel, weil ...

»Dave!«, kreischt sie.

Ich halte den Atem an. Nie hätte ich gedacht, dass sie diesen alten vertrauten Namen noch einmal aussprechen würde.

Aber wirklich: Es ist Dave. Dunkelhaarig, schlank, mit rauer Haut und abgekauten Fingernägeln. Dave, um dessen Augen und Lächeln sich sämtliche meiner romantischen Teenager-Fantasien gedreht haben. Er sitzt mit einer ausgeleierte farb-bespritzten Hose und einem Flanellhemd auf dem Sofa, inmit-ten unseres kleinen Hostels in Cherbourg, als hätten wir uns hier vor Urzeiten verabredet.

Es ist wie in einem Stummfilm, bei dem die Filmspulen im Projektor klackern. Trotz unserer Flucht wurden wir gefunden.

Er lächelt uns an, genauso freudestrahlend wie Annabel, und nicht im Mindesten überrascht, mich zu sehen.

Sie springt in seine Arme und schlingt ihre langen Beine um seinen Bauch. Sie küssen sich volle fünf Minuten lang, während ich danebenstehe. Verwirrt. Und entsetzt. Ich muss wegschau-en.

Annabel und Dave krallen sich ineinander und können gar nicht mehr voneinander lassen. Beide zeichnen mit ihren Fin-gerspitzen die Kinnlinien und Schlüsselbeine des anderen nach und fahren sich gegenseitig leidenschaftlich durch die Haare.

»Dave!«, unterbreche ich sie, als ich endlich wieder zu mir komme. Als ich mit meinem Mund den Klang der Buchstaben forme, die seinen einfachen Namen ausmachen, fühlt es sich so an, als würde sich meine Zunge um ein Messer schlingen. »Was machst du hier? Wer ist noch mitgekommen?«

Dave löst sein Gesicht von dem meiner Schwester und nickt mir zu. »Hey, Penny Lane. Find's auch toll, dich zu sehen.« An-nabel hüpfte von ihm herunter, sodass er mich nun zur Begrü-ßung umarmen kann. »Ich bin ganz allein hergekommen. Gleich, als Annabel mich angerufen hat.«

Ich tätschle ihn verlegen. Jetzt, da ich nicht mehr dreizehn bin, kann ich nicht mehr wirklich nachvollziehen, was Annabel an ihm findet – oder fand. Ja, er hat ein nettes Lächeln und in seinen Augen liegt noch immer ein funkelnder Schalk, aber seine ungepflegten Zähne verraten seine provinziellen Vermont-Wurzeln. Durch seinen Bart wirkt er alt und müde.

»Ich habe ein eigenes Zimmer«, flüstert Dave Annabel zu. »Ein Einzelzimmer.«

»Nichts wie los«, juchzt Annabel. Und schon sausen sie hinauf, an der Küche im ersten Stock vorbei und dann noch eine Treppe höher, zu den Einzelzimmern. Mir steht der Mund offen, aber ich bin zu schockiert, um ihnen etwas hinterherzurufen. Dabei habe ich mir doch gerade einen Plan zurechtgelegt. Ich wollte einen Weg aus unserer Misere finden. Ein für alle Mal.

Ich mustere das Gesicht der Rezeptionistin auf der Suche nach irgendwelchen Hinweisen, ob sie vielleicht noch weitere Überraschungsgäste für uns in petto hat. »*Sie* hat *ihn* angerufen?«, frage ich sie, weil niemand anders da ist, der mir Auskunft geben könnte, was hier gerade vor sich geht. Das Mädchen erwidert meinen Blick wortlos, dann wendet sie sich erneut dem Fernseher zu und stellt ihn lauter.

* * *

Als Annabels Lippen meine Wangen berühren, wache ich auf.

»Tschüss, Cathy«, sagt sie leise, darauf bedacht, dass keiner von der *Goddess and Light Band* aufwacht. »Ich gehe zurück nach Vermont.«

»Ohne mich?« Ich setze mich auf. Im Hostelflur hinter der Tür kann ich Daves Silhouette ausmachen. Anscheinend wartet er draußen auf sie. »Wie spät ist es? Was ist los?«

Annabel wirft einen Blick auf die alte Taschenuhr, die sie an

einer Kette um den Hals trägt. Die Uhr gehört zu den vielen Gegenständen, die sie aus dem Apartment in Rouen mitgenommen und immer am Körper getragen hat. »Fast sechs«, antwortet sie. »Dave hat uns einen Flug besorgt, der mittags von Paris aus geht. Wenn wir den kriegen wollen, müssen wir uns jetzt auf die Socken machen.«

»Was ist aber mit ... der *Polizei*?«, frage ich fast unhörbar. »Du kannst nicht zurück.«

»Ich muss los«, entgegnet meine Schwester. »Dave meint, das wird schon. Ich kann unsere Eltern doch nicht einfach im Gefängnis verrotten lassen, PJ! Und Dave sagt, er kennt einen Anwalt, der im Fall eines Teilgeständnisses eine Strafmilderung für mich beantragen kann.«

»*Dave* sagt?« Ich ziehe Annabel zu mir herunter, damit ich ihr vom Bett aus direkt ins Ohr flüstern kann und er es nicht hört. »Was ist mit mir? *Ich* brauche dich. Was ist mit Denis Marquet? Wir – wir haben ihn dort einfach liegen lassen!«

Annabel hält mir mit ihrer kalten Hand fest den Mund zu. »Hör auf, PJ. Das weiß keiner – und wenn du klug bist, braucht das auch keiner zu erfahren. Außerdem hast *du* ihn dort liegen lassen. Nicht *wir*.«

Sie blickt hinter sich zur Tür und dann zu Sunny hinüber, die sich gerade im Bett umdreht. Jetzt haben wir sie doch in ihrer Nachtruhe gestört. Bestimmt wacht sie gleich auf.

Annabel küsst mich auf den Kopf, die Hand noch immer fest auf meinem Mund, damit ich keinen Mucks von mir geben kann. »Muss los, Pen. Ich meine, Cathy.«

Mit diesen Worten geht sie hinaus. Ich öffne den Mund, als wollte ich ihr etwas hinterherrufen, um sie aufzuhalten, aber meine Kehle ist wie ausgedörrt und ich bringe kein Wort heraus. Mir kommt es so vor, als wäre das Hostel ein eisiger Brunnen und Annabel steigt nach oben ins Freie und zieht dabei die

Leiter hinter sich hoch. Ich falte fest meine Hände und habe wieder das Gefühl, einem Stummfilm zuzusehen, aber diesmal mit wirren und ungeordneten Szenen. Wie bin ich hier nur reingeraten?, frage ich mich und wünsche mir, ich könnte weinen. Wie kommt es, dass sie flüchtet und ich werde aus meinem neuen Leben verbannt? Mein wahres Leben, mit seinen langen Spaziergängen, den vielen Stunden, die ich gemalt, Französisch gelernt und an fast nichts anderes gedacht habe als an Licht und Farben und wie ich am besten etwas Schönes auf Leinwand bannen kann. Mein wahres Leben, das, in dem es Freunde gab und die Aussicht auf Liebe und endlich – *endlich* – Sicherheit nach jenen schrecklichen Monaten, die ich im vergangenen Sommer in Vermont verbracht habe.

Im Dunkeln höre ich Sunny seufzen wie eine weise alte Frau. »Keine Sorge, Kindchen«, sagt sie mit wacher Stimme. »Wir alle haben unsere Geheimnisse.«

Ich bleibe stumm.

»Die Band hier zieht morgen Richtung Caen weiter. Wir woll'n 'n paar Songs über meinen Daddy schreiben, der im Juni 1944 bei der Landung der Alliierten an der Küste der Normandie erschossen wurde. Als er die Franzmänner von den Krauts befreit hat. Beim Rumreisen nimmt man hier und da mal 'n junges Mädchen mit, das seine eigenen Wege geht. Keinen kümmert's, ob sie auf der Flucht ist oder wohin sie will. Keiner verrät was, kein Sterbenswörtchen. Was sagst du dazu? Magst du mitkommen?«